

VORWORT: NUR EIN STREIFSCHUSS?

von Armin Wolf

Als Journalist mit einiger Erfahrung weiß man, dass es Affären, Enthüllungen und Entgleisungen gibt, die ein Politiker nicht überleben kann. Nehmen wir etwa an, wenige Wochen vor einer Wahl würde ein – unbestritten authentisches – Tonband eines Präsidentschaftskandidaten auftauchen, auf dem er über wildfremde Frauen sagt: »Wenn du ein Star bist, lassen sie dich alles tun. Greif ihnen an die Muschi! Du kannst alles tun!« Man wüsste: Der Mann kann seinen Wahlkampf noch am selben Tag beenden. Fortsetzung sinnlos, ein politisches Begräbnis erster Klasse. The End.

Hieße der Mann nicht Donald Trump.

Der wurde sechs Wochen nach seinem berüchtigten »Grabthem-by-the-pussy«-Tape zum US-Präsidenten gewählt.

Als am 17. Mai 2019, um 18 Uhr, das mittlerweile weltberühmte Ibizavideo feat. Heinz-Christian Strache & Johann Gudenus zeitgleich auf den Websites der *Süddeutschen Zeitung* und des *Spiegel* veröffentlicht wurde, war ebenfalls klar: Der Vizekanzler der Republik Österreich und der Fraktionschef seiner Partei sind politisch erledigt. Hier bleibt nur der sofortige Rücktritt. Und keine 24 Stunden später waren sie tatsächlich von allen Ämtern zurückgetreten. Letztlich fegte das Video

sogar die gesamte Regierung unter ÖVP-Kanzler Sebastian Kurz aus dem Amt.

Doch bei den Europawahlen nur neun Tage nach »Ibiza-gate« erreichen die Freiheitlichen 17,2 Prozent. Mit 45.000 persönlichen »Vorzugsstimmen« hat Ex-Parteichef Strache Anspruch auf einen Sitz im EU-Parlament. In allen Umfragen für Neuwahlen im Herbst liegt die FPÖ bei 20 Prozent und darüber. Und schon wird ernsthaft darüber diskutiert, ob Strache nicht bei den Wiener Landtagswahlen 2020 wieder als Spitzenkandidat antreten könnte. »Das hätte Charme«, kommentiert der FPÖ-Generalsekretär das absurde Szenario.

Aus den sieben zunächst bekannt gewordenen Minuten jenes Videos, das 2017 in einer Mietvilla auf Ibiza entstanden ist, und aus seinen Folgen kann man sehr viel über Heinz-Christian Strache lernen, über populistische Politik und über Österreich. Was man da lernt, ist allerdings nur dann überraschend, wenn man die FPÖ, ihren langjährigen Frontmann und sein Heimatland nicht besonders gut kennt.

Dass Straches Ehefrau und enge Weggefährten beteuern, der Strache im Video, »das ist nicht der Mann, den wir kennen«, hat wohl wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Realistischer war da schon Strache selbst in seiner Rücktrittserklärung: »Es war ein typisch alkoholbedingtes Machogehabe, mit dem ich, ja, auch die attraktive Gastgeberin beeindrucken wollte, und ich habe mich prahlerisch wie ein Teenager verhalten und peinlich übersteigert auch agiert.«

Tatsächlich ist Straches gesamte politische Karriere – neben Fleiß, Eloquenz und feinem Gespür für sein Publikum – geprägt von einer tiefen Sehnsucht, akzeptiert zu werden und »dazuzugehören«, vom Hang zu bemerkenswert unreifen Fehlleistungen und einem bedenklich unterentwickelten Urteils-

vermögen. Strache ist gleichzeitig extrem misstrauisch, bis hin zur Verschwörungsfantasie, und absurd vertrauensselig, auch Menschen gegenüber, die er kaum kennt. Wann immer in seiner Karriere etwas schief lief, fand er dafür Erklärungen, die jedenfalls nichts mit ihm und eigenen Fehlleistungen zu tun hatten. Er war das Opfer »der linkslinken Jagdgesellschaft«, von unfairen Angriffen, Unterstellungen und Missverständnissen, allenfalls noch von Fehlern seiner Mitarbeiter. Auf Ibiza war es »eine geheimdienstlich organisierte Lockfalle mit illegalen Aufzeichnungen«, »ein gezieltes politisches Attentat« – und das auch noch »unter Ausnutzung einer zunehmenden Alkoholisierung (...) in einer intimen Atmosphäre«.

An jenem Freitagabend, an dem das Video online ging, verweigerte der FPÖ-Chef vorerst auch den Rücktritt, so erzählen es jedenfalls prominente ÖVP-Politiker, die in diesen Stunden mit der freiheitlichen Führungsscrew verhandelten. Erst Samstagfrüh habe Strache eingesehen, dass sein Abgang unvermeidlich war. In seiner Rücktrittsrede gestand er immerhin noch ein, dass der Ibizaauftritt »nüchtern gesehen katastrophal und ausgesprochen peinlich« war. Doch schon am nächsten Abend – das Video war erst seit 48 Stunden bekannt – antwortete Strache den 800.000 Fans seiner Facebookseite, die ihn mit Tausenden Kommentaren und blauen Emojihertzen aufgemuntert hatten: »Jetzt erst recht!«

Seither kämpft der 50-Jährige um sein politisches Comeback. Er werde »mit einem Team aus Experten unterschiedlicher Fachrichtungen (...) die Hintergründe dieses Attentats vollständig aufklären« und »gestärkt aus einer bewältigten Krise hervorgehen«, erklärt er Mitte Juni via Facebookansprache aus seinem Garten. Ins EU-Parlament wechselt er nicht – auf massiven Druck der neuen FPÖ-Spitze und im Tausch gegen einen

sicheren Listenplatz für seine Frau bei der Nationalratswahl im Herbst. Aber Strache verspricht seinen Fans: »Mein politisches Leben ist mit Sicherheit nicht am Ende.«

Warum ist das möglich? Warum ist ein Comeback nach dieser beispiellosen Affäre nicht nur denkbar, sondern sogar wahrscheinlich? Und warum scheint »Ibizagate« auch der FPÖ als Partei kaum zu schaden?

Dazu muss man die Geschichte der Freiheitlichen kennen, die – gegründet von ehemaligen Nazis – bis Mitte der 1980er Jahre eine Art rechtsliberale österreichische FDP waren, eine Honoratiorenpartei aus Rechtsanwälten, Apothekern und deutschnationalen Burschenschäftlern. Bei Parlamentswahlen kam sie nie auf mehr als sieben Prozent. Das änderte sich, als Mitte der 1980er Jahre Jörg Haider die Partei übernahm.

Der rhetorisch brillante, ideologisch flexible und politisch skrupellose Demagoge machte aus der behäbigen Altherrenpartei eine krawallige Protestbewegung für alle Unzufriedenen. Die zentrale Botschaft: Ihr seid Opfer und wir sind die, die euch verstehen. Und wir wissen, wer schuld ist: »das System« und »die Ausländer«.

Haider stürmt so von Wahlerfolg zu Wahlerfolg, von drei Prozent in den Umfragen vor seiner Machtübernahme auf 27 Prozent bei der Parlamentswahl 1999, nach der die FPÖ in eine ÖVP-geführte Koalition eintritt. Es folgen fünf Jahre chaotische Regierungsbeteiligung samt internem Putsch, vorgezogenen Neuwahlen, einer Parteispaltung und dem Abgang von »Übervater« Haider. Die Reste der FPÖ, die in Meinungsumfragen kaum mehr seriös zu messen sind, übernimmt 2005 der junge Wiener Landesobmann Heinz-Christian Strache. Doch binnen eines Jahrzehnts führen der Rabiatorhethoriker Strache und sein finftenreicher Strategie Herbert Kickl die Partei mit unappetit-

lich-holprigen Parolen wie »Mehr Mut für unser Wiener Blut. Zu viel Fremdes tut niemandem gut« oder »Daham statt Islam« zurück auf alte Höhen. Die FPÖ inszeniert sich jetzt als superpatriotische »Österreich-Partei«, auch wenn ihr Funktionärskern – noch viel mehr als zu Haiders Zeit – aus deutsch-nationalen Burschenschaften stammt.

Strache, natürlich auch Burschenschafter, ist bei den Funktionären beliebt. Er ist nicht so brillant wie sein Vorgänger Haider, aber fleißig, verlässlich und nahbar, »einer von uns«. Immer wiederkehrende »Einzelfälle« von Ausrutschern ins Rechts-extreme – selbst Fotos aus Straches Jugend im Neonazimilieu – schaden der Partei bei ihren Anhängern kaum.

Die FPÖ spricht jenen Teil der Bevölkerung an, der sich von den »Altparteien« nicht mehr verstanden fühlt. Soziologen nennen sie »Modernisierungsverlierer«: ungelernete Arbeiter, Fachkräfte und Rentner ohne höhere Bildungsabschlüsse, die sich ökonomisch bedroht fühlen von Globalisierung, Migration und Beschleunigung und kulturell ausgegrenzt von akademisierten, urbanen Eliten.

Ohne diesen letzten – kulturellen – Aspekt ist der Erfolg der FPÖ nicht zu verstehen. Sie kämpft für höhere Tempolimits auf Autobahnen und Schweinefleisch in Schulkantinen und gegen Rauchverbote, Radwege, »Gender-Wahn« und »Tugendterror«. Sie ist für jene da, die ohne schlechtes Gewissen »Neger« sagen wollen, denn »es gibt Menschen in diesem Land, die das Wort verwenden, nicht böse, und das sollten Sie auch zur Kenntnis nehmen« (Strache in einem ORF-Interview zum Autor).

Und weil die FPÖ ihren Wählern keine Vorwürfe macht, dass sie so leben wollen, wie sie leben, sind diese auch großzügig bei Fehlritten ihrer Vertreter. »Wer war noch nie stockbetrunken und hat einen Blödsinn gesagt?«, ruft Generalsekretär

Harald Vilimsky zwei Tage nach dem Ibizavideo bei einer Wahlversammlung in die Anhängerschar. Er hört keinen Widerspruch.

Es geht sogar noch weiter: Brachialpopulisten wie Strache (oder Salvini, Orbán, Johnson, Le Pen oder Trump) werden von vielen Menschen nicht trotz ihrer Entgleisungen, Tabubrüche oder Lügen gewählt, sondern weil sie sich genau so verhalten. Für nicht wenige – mehrheitlich männliche – Wähler scheinen sie eine Art Entlastungsfunktion zu erfüllen: Stellvertretend für den ohnmächtigen Wutbürger widersetzt sich der »starke Mann« dem angeblichen Diktat politischer Korrektheit und abgehobener Eliten.

Die Fassungslosigkeit und Empörung der Leitartikler verstärken den Effekt sogar. Darüber hinaus spielen die »Systemmedien« für die FPÖ eine geringe Rolle. Da sie sich grundsätzlich von etablierten Journalisten schlecht behandelt fühlt, hat sie seit Langem ein eigenes Medienuniversum aufgebaut: rechte »Nachrichten«-Websites mit enormen Reichweiten via Social Media, YouTube-Kanäle und vor allem die Facebookseite »HC Strache«, von einem eigenen Team hochprofessionell bespielt und mit massivem Werbeinsatz hochgepusht, hat sie rund 800.000 Abonnenten in einem Land von sechs Millionen Wahlberechtigten. Postings und Videos, die dort viral gehen, erreichen schnell eineinhalb bis zwei Millionen Menschen. Kein Wunder, dass sich die Partei mit Strache seit seinem Rücktritt streitet, wem die quotenstarke Plattform gehört.

Auf traditionelle Medien und professionelle Journalisten sind die Freiheitlichen jedenfalls viel weniger als andere Parteien angewiesen, um ihre Wirklichkeit an ihre Fans zu bringen.

In dieser Wirklichkeit ist »Ibizagate« ein hinterhältiger, krimineller Anschlag dubioser Hintermänner und linker ausländischer Zeitungen auf die erfolgreiche FPÖ, ihren verdienst-

vollen Obmann, die populäre Regierungskoalition und die österreichische Demokratie.

Im US-Wahlkampf 2016 hatte Donald Trump vor Tausenden jubelnden Fans in Iowa geprahlt: »Ich könnte in der Mitte der Fifth Avenue stehen und jemanden erschießen – und ich würde keine Wähler verlieren.« Das klang völlig grotesk, aber der Mann kannte sein Publikum. »Trump, das ist ein Gefühl«, beobachtete der Journalist Tim Dickinson damals: »Und wenn du dieses Gefühl hast, spielen Fakten keine Rolle mehr.«

Auch die FPÖ ist für sehr viele Menschen ein Gefühl. Und Heinz-Christian Strache ist wenige Wochen nach »Ibizagate« sehr zuversichtlich, »dass das politische Attentat auf die Regierung, die FPÖ und meine Person womöglich nur ein Streifschuss war«.

Der Mann kennt sein Publikum.